



Besinnung

zur Fastenzeit: Zentrale Haltung christlicher Heiligkeit: Leben im Heute Gottes – Sakrament des Augenblicks – Die Gedanken des Priors der protestantischen Mönchskommunität von Taizé, Roger Schütz – Das Heute der Welt: Weltumspannende Einheit – Teilung der Welt – Emanzipation der Sinne – Das Heute Gottes: Innere Zucht – Betrachtendes Gebet – Die Demut – Ein Fastenprogramm.

Wir kommentieren

die Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen: Prinzipien der Beurteilung – Das Gewissen – Der Staat und die Gewissenspflicht – Die Berufung der Dienstverweigerer auf die Hl. Schrift – auf Humanitätsgründe – Es gibt echte Dienstverweigerer – Der Film «Du sollst nicht

töten» klärt diese Probleme nicht.

das europäische Schachspiel: Überlegungen einer bekannten amerikanischen Persönlichkeit – Europa zwischen USA und Sowjetunion – Warum soll Großbritannien in die EWG? – Ein amerikanischer Schachzug – Gegenzug De Gaulle's – Deutschland im Mittelpunkt des Geschehens.

Struktur der Kirche

Papsttum und Patriarchenamt: Kluft zwischen Ost und West: das Papsttum? – Zentralisierung und Uniformierung geben ein falsches Bild vom Papsttum – Das Patriarchenamt, ein Modellfall – Zentrale Autorität nicht notwendig Zentralismus – Weitgehende Selbstverwaltung der Teilkirchen – Zwei Gewalten: Papsttum und Episkopat – Zusammenspiel der beiden Autoritäten – Im ersten Jahrtausend hat Rom nur wenig ein-

gegriffen – Eigenrechte der Bischöfe – Sie sind keine «Funktionäre des Papstes» – Die Vollmachten der Patriarchen sind keine «Privilegien» von Rom – Grenzen der päpstlichen Gewalt – Primat der Liebe.

Geschichte

Papst Hadrian VI. und das Zweite Vatikanische Konzil (I): Der letzte deutsche Papst – Im Umbruch der Zeiten – Die Kirche hat ihren eigenen Chirurgen geboren – Hadrians Größe und Tragik – Ein Theologe von Wissenschaft und Frömmigkeit – Auch heute steht die Kirche im Umbruch.

Bücher

Civitas. Jahrbuch für christliche Gesellschaftsordnung.

GEDANKEN ZUR FASTENZEIT

Eine neue Fastenzeit beginnt. Und damit auch die Zeit der stillen Besinnung auf die wirklich tragenden Strukturen unseres christlichen Lebens. Eine Zeit, in der – vielleicht nach langen Monaten seelischer Unsicherheit – das Unbedingte in unserem Dasein wieder zur Macht kommen soll. Die Zeit des Schweigens auch. Die Zeit, in der es gilt, die Worte zu verlernen, die Namen, Rollen und Masken abzulegen, die Spiegel zu verhängen, für sich selbst zu erblinden und sich der Gefahr letzter Entscheidungen auszusetzen. Vor allem aber: die Zeit, in der man lernen soll, was das «Heute Gottes» ist.

Die zentrale Haltung christlicher Heiligkeit ist das «Leben im Heute Gottes». Der Christ steht in einer heiligen Geschichte. Es gibt zwar allgemeine moralische und asketische Normen für seine Lebenshaltung in der Welt. Aber das Entscheidende, jenes Mehr, worauf es bei der Heiligkeit letztlich ankommt, ist die Führung Gottes und der Gehorsam des Menschen dieser Führung gegenüber in der jeweiligen Stunde. Der Schwerpunkt des christlichen Daseins liegt im «Sakrament des Augenblicks»: im konkreten Kommen und Anwesendwerden Gottes, im inneren Drängen des Heiligen Geistes. Von der jeweiligen Stunde aus kann nicht gesagt werden, was die nächste fordern wird. Jede enthält einen neuen Anruf Gottes. Darin besteht die eigentliche Spannung, die gleichsam prophetische Kraft christlicher Heiligkeit.

Diese Haltung finden wir vor allem in den Psalmen, in den prophetischen Büchern und in den Weisheitsschriften des Alten Testaments. Die synoptischen Evangelien haben sie dem christ-

lichen Volk vertraut gemacht. Augustinus, Pascal, Kierkegaard und Newman haben über das «Heute Gottes» intensiv nachgedacht. In der französischen geistlichen Überlieferung spielte das schöpferische Geheimnis der göttlichen Führung im Alltag eine bedeutende Rolle. Jean-Pierre de Caussade hat es zur Grundlage einer Frömmigkeit in der Welt gemacht. In der Botschaft der heiligen Theresia von Lisieux erhielt es einen vollendeten Ausdruck. Das Schlüsselwort für diese zentrale Wirklichkeit heißt in der französischen geistlichen Literatur «abandon». Man versteht darunter die restlose «Hingabe» des Herzens an Gott, die «Übergabe» des ganzen Menschen an die Verfügung Gottes, das demütige «Sich-Einlassen» auf seine Führung im jeweiligen Augenblick. Gott tut uns seinen Willen kund durch den Gang der Weltgeschichte, durch die sich ständig verändernde Gestalt der Welt, durch die jeweilige Situation, durch unsere existentielle Verfassung, durch das augenblickliche Befinden, durch die wechselnden Bewusstseinszustände: Freud und Leid, Erfolg und Mißerfolg, Gesundheit und Krankheit, die kleinen Freuden des Alltags und der tote, alles entfärbende Überdruß, all das ist anbetungswürdig. Kein Ereignis im Leben eines Christen ist gleichgültig oder neutral. Durch die oft grausame Anonymität des Alltags spricht ständig jemand zu uns, und sein Wort ist immer Gnade.

Es ist ein bedeutendes Ereignis unserer Zeit, daß wir auf diese eigentlichste Wirklichkeit unserer christlichen Heiligkeit vom Gründer und ersten Prior der protestantischen Mönchskommunität von Taizé, Roger Schütz, wieder aufmerksam gemacht

wurden und daß gerade ein katholischer Verlag sein Büchlein «*Das Heute Gottes*» jetzt als Fastenzeitlektüre vorlegt (Herder-Verlag, Freiburg-Basel-Wien, 1963; Herder-Bücherei Nr. 136). «Der Christ wird sich erinnern müssen», sagt Roger Schütz, «daß das Evangelium einen erschütternden Appell kennt, im Heute Gottes zu leben» (S. 44). Im Heute der Welt tut sich das Heute Gottes kund. Die Welt kennenzulernen ist also eine Tat der christlichen Frömmigkeit. Mehr als je müssen wir uns über die soziale, politische und wirtschaftliche Lage informieren. Die Welt kennenzulernen setzt aber den Willen zur objektiven und uneigennützigsten Information voraus. Der Christ muß fähig sein, den nötigen Abstand zu gewinnen, die jeweilige Weltlage leidenschaftslos zu beurteilen. Er darf nicht ein Mensch der kategorischen Urteile, der einseitigen Stellungnahmen sein. Lassen wir uns von diesem protestantischen Bruder, einem Mann tiefen Gebetes, über das Heute der Welt und darin über das Heute Gottes belehren.

Das Heute der Welt

«Seit dem vierten Jahrhundert hat es wahrscheinlich nur wenige Jahrhunderte gegeben, die entscheidender gewesen wären als das unsere» (S. 27). Um unserer christlichen Information über das Heute der Welt eine Orientierung zu geben, skizziert Roger Schütz eine Reihe von charakteristischen Zügen der modernen Welt (S. 27–45). Sie bezeichnen jene Stelle, an der der Ruf und die Forderung Gottes an die Christen des zwanzigsten Jahrhunderts konkrete Gestalt gewinnen.

► *Weltumspannende Einheit.* Die Menschen ohne Christus, die enterbten Massen, entdecken heute auf der ganzen Welt ihre Einheit. Diese Menschen, die oft von Christus noch nie etwas gehört haben, sind zu einer Brüderlichkeit, einer Selbstlosigkeit und zu einer menschlichen Güte durchgestoßen, die in scharfem Gegensatz zu der Haltung so weiter christlicher Kreise stehen, «die sich gegenseitig argwöhnisch belauern und nur zu leben scheinen, um ihre engstirnigen Ziele durchzusetzen» (S. 33). Diese Vereinheitung der modernen Welt ereignet sich schnell, wie alle modernen Entwicklungen. Tiefgreifende Wandlungen vollziehen sich heute nicht mehr von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, sondern von Monat zu Monat. Diese Entwicklungen, deren Rhythmus im Verlauf des letzten Jahrhunderts sich zu steigern begonnen hat und die für jeden, der noch im Tempo der vergangenen Jahrzehnte lebt, verwirrend sind, werden sich immer noch mehr beschleunigen. Selbst wir, Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, haben Mühe, uns vorzustellen, wie diese unmittelbar nahe Zukunft aussehen wird. Mit dieser Einswerdung der Menschheit und der Beschleunigung der Entwicklung sind Probleme verbunden, die im Grunde als ein «indirekt an die Christen gerichteter Appell Gottes zu verstehen sind, der sie mahnt, ihre Berufung zu erfüllen» (S. 34). Erstens: Das ungeheure Wachstum der Menschheit vollzieht sich vor allem in den Ländern des Fernen Ostens, das heißt dort, wo die Christen nur einen verschwindend geringen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen. Die Kirche befindet sich also in einer bisher unbekanntenen Lage: die meisten Christen gehören zu den Völkern, in denen sich der Bevölkerungszuwachs kaum auswirkt; die Länder mit starker Bevölkerungszunahme wehren sich heftig gegen alles, was aus dem Westen kommt, einschließlich der Kirche. Zweitens: Die Länder mit der stärksten Bevölkerungszunahme sind zugleich jene, wo Hungersnot herrscht. In den christlichen Ländern dagegen gibt es Überfluß. Jene, die genug hatten, haben noch mehr. Jene, die fast nichts hatten, haben noch weniger. «Die Christen des zwanzigsten Jahrhunderts werden zum großen Teil danach gerichtet werden, ob sie für diese Fragen eine Lösung gefunden oder angeregt haben» (S. 40).

► *Teilung der Welt.* Die Welt strebt nach Einheit und ist noch immer gespalten. Diese Spaltung der Welt (Ost-West-Konflikt) stellt eine große Versuchung für die Christen dar. Der

Christ kann sich nicht weigern, mitten in den Spannungen dieser Welt zu leben, aber er kann sich deswegen auch nicht von den Leidenschaften beherrschen lassen, die diese Spannungen hervorbringen. In aller Klarheit muß der Christ die Verlokung sehen, die die Welt auf ihn ausübt, und wissen, daß die Macht, mit der die Welt ihn von Gott abziehen will, groß ist. Im Westen: hier zeigt sich diese Macht der Welt in den materiellen Erleichterungen des Lebens. Diese bringen die Gefahr mit sich, daß sie uns lähmen und unsere Aufmerksamkeit für den Nächsten erlöschen lassen. «Wenn diese Erleichterungen nicht mehr als Arbeitsmittel gebraucht werden, ist es besser, auf sie zu verzichten» (S. 42). Im Osten: dort könnte die Macht der Säkularisation mit gleicher Kraft auf den Christen einwirken. Die Mystik der Massen, ihr Sinn für die Einheit, die Sorge um eine gerechte Verteilung der Lebensgüter könnten ein Trugbild des irdischen Heils hervorrufen und uns das Wesentliche des Evangeliums vergessen lassen. Die große Aufgabe, die geschichtliche Sendung der Christen in dieser geteilten Welt wäre, die ganze Situation der Spannung zu «entleidenschaftlichen». Der Christ muß «angesichts der Ereignisse des Weltgeschehens jede leidenschaftliche Regung in sich unterdrücken, muß zur Herrschaft über sich selbst kommen, damit er ein Mensch Gottes, und das heißt ein Mensch des Friedens sein kann» (S. 43).

► *Emanzipation der Sinne.* Die neue Generation fordert ihr «Lebensrecht». Sie will ihr «Menschsein» verwirklichen. Ihr Interesse ist hauptsächlich darauf gerichtet, zu sein, zu existieren, zu leben. Vielleicht kommt ihr dieses Gefühl aus dem Bewußtsein der Dringlichkeit: wir leben sozusagen in der fünf- und zwanzigsten Stunde, in der Stunde der Zerstörung einer ganzen, brüchig gewordenen Vergangenheit. Deshalb möchte diese junge Generation ihr «eigenes Leben leben». Sie hat ihr gutes Recht darauf. Oft schließt aber dieser Drang nach «eigenem Leben» den Willen zur Emanzipation der Sinne mit ein. Die Luft ist dann sexualisiert. Auf der Straße rufen die Reklamen, die Kinobilder; eine ganze Presse ruft zu dieser Art «Selbstverwirklichung» auf. Noch nie hat das Lied, das sinnliche Begierde wecken will, so viele Dichter und so viele Sänger gehabt. Es wäre für den Christen leicht, gegen diese junge Generation einen «moralischen Zeigefinger» in die Luft zu heben, sich eine puritanische Haltung zu eigen zu machen. Ist aber eine solche Versteifung, ein solch kategorisches Aburteilen wirklich nützlich? «Die Art, wie wir in der Welt leben, wird überzeugender sein als vieles Reden. Wenn der Christ das Zeichen des Anstoßes glaubwürdig lebt, das die unverbrüchliche Treue christlicher Eheleute oder der Ruf Christi zur Reinheit der Ehelosigkeit für die Welt bedeutet, kann er sicher sein, daß das in die Erde geworfene Samenkorn keimen wird bei Tag und Nacht» (S. 45).

Bereits diese schlichte Bestandesaufnahme der charakteristischen Züge unserer Zeit enthält ein ganzes Programm christlicher Heiligkeit in der Welt. Es werden darin Grundforderungen unserer Zeit sichtbar: allumspannende Aufgeschlossenheit, stilles Zeugnisgeben in der Umwelt, Offenheit für die Probleme der Zukunft, Sorge für die Armen Christi, Ent-Leidenschaftlichung unserer Urteile, unverbrüchliche Treue zur christlichen Reinheit. Lebt der Christ das «Heute der Welt» in einer solchen Haltung, so wandelt er es um in das «Heute Gottes». Er verwirklicht jenen Gehorsam des Menschen der Führung Gottes gegenüber, in dem das Eigentliche der christlichen Heiligkeit besteht. Um aber zu solchen Taten überhaupt fähig zu sein, braucht der Christ ganz besondere positive Tugenden. Roger Schütz beschreibt sie folgendermaßen:

Das Heute Gottes

► *Innere Zucht.* Die Menschen, die für Gott in der Welt am meisten geleistet haben, sind jene, denen es gelungen ist, ihrem Leben von Innen her eine ruhige und feste Ordnung zu geben,

besonders wenn sie gleichzeitig diese Festigkeit mit Lebendigkeit des Geistes und mit menschlicher Wärme zu verbinden vermochten. Diese innere Zucht schneidet jedes unentschiedene Hin- und Herschwanken kurz ab und ermöglicht es, entschlossen für Christus zu bauen. Gewiß wird uns diese innere Einheit unserer Person nicht geschenkt. Sie zu erringen ist eine fast unerreichbare Aufgabe heute. «Das christliche Leben ist aber überhaupt ein fortgesetzter Neuanfang, ein tägliches, manchmal stündliches Wiederaufgenommenwerden durch den, der nach jedem Versagen vergibt, um alles neu zu machen» (S. 52). Aber nur Christen äußerster innerer Zucht und Einheit der Person wird es gelingen, in unserer aus den Fugen geratenen Welt die Ordnung Christi wieder aufzurichten. Deshalb müssen die Christen – und das ist die Forderung unserer Weltstunde – zurückkehren zur «Einfachheit des Lebens». Sie besagt ein dreifaches. Erstens: Im materiellen Bereich müssen wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten, «die Mittel unserer Existenz und unserer Arbeit ruhig und dauernd zu überprüfen mit dem Ziel, alles, was nicht wesentlich ist und uns also nur behindern würde, im selben Maß auszuschneiden» (S. 60). Zweitens: Auf dem Gebiet des Wissens verlangt diese Vereinfachung von uns, «daß wir unsere Grenzen annehmen. Wir brauchen keine Enzyklopädien zu sein. Zwei Stunden schöpferische Arbeit, Tag um Tag geleistet, sind für eine geistige Arbeit, die sich lohnt, durchaus zureichend» (S. 61). Drittens: In unserer Bemühung um unser Glaubenswissen müssen wir anerkennen, daß wir unmöglich alles erfassen können, was unser Herr lehrt. Daher bleibt uns nichts anderes übrig, als das wenige, das wir uns wahrhaft angeeignet haben und das in der Tiefe unseres Innern Wurzel geschlagen hat, in die Praxis umzusetzen. «Fassen wir uns also den Teil des Wortes Gottes, der uns erreicht hat, in einige sehr einfache Regeln zusammen und kehren wir dauernd zu ihnen zurück. So werden wir unseren inneren Menschen aufbauen und sehen, wie unsere Person nach und nach zur Einheit findet» (S. 61). Diese Vereinfachung des christlichen Seins in uns selbst ist ein Dienst am «Heute Gottes». Sie soll unser Wesen zur Transparenz Gottes in der Welt machen. Wir sollen durch die durchsichtige Einfachheit unseres Seins eine so große Reinheit in der Welt schaffen, daß die Herrlichkeit Gottes sich darin ganz verdichten, zur konkreten Greifbarkeit werden kann. Diese Transparenz von Mensch zu Mensch «bedeutet nicht, daß man einem persönlichen Mitteilungsbedürfnis nachgibt, sondern sie besagt Lauterkeit der ganzen Person» (S. 99).

► *Betrachtendes Gebet.* Um diese Durchsichtigkeit des ganzen Wesens zu erreichen, muß der Christ von der Wirklichkeit Gottes ganzheitlich ergriffen sein. Ein ganz von Gott ergriffenes Dasein bezeugt für die Mitmenschen Gott. Diese besondere Nähe Gottes kann nur durch Menschen geschehen, die den lebendigen Gott an sich herantreten ließen und seine Gegenwart durchlitten haben. Das ganzheitliche Ergriffenwerden von Gott vollzieht sich vor allem im Gebet. Wir, Christen des Westens, sind unbefriedigt, wenn eine Wahrheit des Evangeliums nicht vom Verstand verarbeitet wird. Durch diese Forderung laufen wir Gefahr, dem Salz seine Würze zu nehmen. Durch unser «dauerndes Verstehenwollen können wir es dahin bringen, daß eine Quelle versiegt, die unser inneres Leben

nähren sollte» (S. 53). Wir müßten, wenn wir Zeugen des lebendigen Gottes in der Welt werden wollen, von Gott ganz und gar, bis in die Tiefen unseres Gemütes hinab erfüllt werden. Dazu ist es aber unbedingt notwendig, daß wir unseren inneren Blick öfters auf Christus richten, Gott durch die Menschheit Christi uns täglich nahekommen lassen. «Von unserem Blick auf Christus hängt die ganze Verwandlung unseres Wesens ab. Allein die, die ihm begegnet sind, sind einer überströmenden und barmherzigen Liebe zum Nächsten fähig» (S. 59).

► *Die Demut.* Der Christ findet sein eigentliches Wesen, indem er sich hingibt, indem er den gierigen Griff seiner Selbstsucht lockert, indem er sich nicht mehr an sich selbst klammert. Je mehr der Christ an sich selbst festhält, desto weniger ist er ein Christ. Eingesperret in seinem eigenen Ich, findet er sich selbst leer und ohne Verheißung. Gott ist immer an der Seite der Kleinen. Wenn der Herr durch sein Kommen die Niedrigen erhoben und die Gewaltigen vom Thron gestürzt hat, können wir dann noch darauf aus sein, uns mit den «Starken» zu verbinden? «Übrigens werden wir in unserer Zeit hinreichend zur Ordnung gerufen von den Massen, die gegen jede Art der Macht, die von Christen ausgeht, äußerst empfindlich geworden sind. In diesem Bereich ist das gegen uns vorgebrachte rücksichtslose Urteil manchmal ungerecht, es kann aber trotzdem heilsam für uns sein» (S. 63). Und der intellektuelle Christ täte gut daran, sich die Augen dafür zu öffnen, daß die christliche Wahrheit im ganzen Volk Gottes ihren Ausdruck findet, auch in der Inbrunst einer armen Frau. Jeder empfängt sein Maß am Charisma, mit dessen Hilfe er das Denken und die Frömmigkeit der gesamten Kirche in einer bestimmten Richtung fördert. Aber jeder muß auch mit aller Aufmerksamkeit auf den Glauben hören, der den seinen ergänzt. «In diesem Blick auf die Niedrigen müssen wir uns an die prophetische Vision erinnern, durch die es der Jungfrau Maria geschenkt war, zu verkünden, daß durch das Kommen Christi die Schwachen und Kleinen erhoben, die Gewaltigen und Starken erniedrigt werden. Und wir, die Menschen der Kirche, sind wir nicht oft die Starken dieser Welt?» (S. 79).

*

Wir haben einige schlichte, aber sehr hilfreiche Gedanken eines protestantischen Bruders über die christliche Heiligkeit in unserer heutigen Welt angeführt. Die sich in ihnen offenbarende Haltung ist zutiefst katholisch (und – man nehme es uns nicht übel – erstaunlich ignatianisch, das heißt «jesuitisch», im besten, positiven Sinne des Wortes). Es zeigt sich: wenn man tief genug bohrt, wenn man sich auf dem Boden christlicher Heiligkeit begegnet, verschwinden die Gegensätze von selbst. Jeder von uns möge für sein Fastenzeitprogramm von den angeführten Gedanken das herausnehmen, was zu verwirklichen ihn der Geist Gottes treibt. Was uns in diesen Zeilen besonders anspricht, ist leuchtend gewordenes christliches Sein. Seine Begründung ist die Demut, die wiederum nichts anderes ist als die ständige Bereitschaft des Menschen, den Ruf Gottes aus jeder Gesichtssituation herauszuhören und sich ihm bedingungslos zu unterwerfen. Das nachzuvollziehen, das in den kleinsten Ereignissen des Alltags einzuüben, ist ein großartiges Lebensprogramm für unsere christliche Heiligkeit. L. B.

KOMMENTARE

Du sollst nicht töten

Nach einigen Schwierigkeiten läuft jetzt in der Schweiz der Film «Du sollst nicht töten». Er befaßt sich mit einem Thema, das besonders nach dem Zweiten Weltkrieg lebhaft diskutiert wurde und immer noch aktuell ist: der Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Leider ist der Film

ein Tendenzwerk, das ein echtes Problem einseitig und verzerrt behandelt. Zu dem Film selbst soll keine Stellung genommen werden. Das überlassen wir Berufenen. Hier soll nur das Problem Dienstverweigerung Gegenstand der Untersuchung sein. Doch vorher müssen einige grundlegende Fragen erörtert werden, die es erst erlauben, auf das Thema eine Antwort zu geben¹.

Da der Mensch frei und für sein Tun verantwortlich ist, gehört das menschliche Handeln zu der Kategorie der Werte. Wer ein Werturteil fällt, nimmt Bezug auf eine Norm, und das charakterisiert das Moralische: die Bezugnahme auf die Norm des Handelns. Die Norm der moralischen Bewertung des menschlichen Handelns ist die menschliche Natur und darin das, was der menschlichen Natur ureigen ist, die Vernunft,² die Grundlage der Freiheit. Diese menschliche Natur als feste Größe ist kein absolutes Prinzip, das seinen letzten Daseinsgrund in sich selbst hätte. Sie ist geschaffen, und damit die Verwirklichung einer Idee des Schöpfers. Nur deshalb kann die Vernunft Norm des Handelns sein, weil sie im Menschen das authentische Siegel der göttlichen Vernunft ist, die allein die Natur erdacht und die letzte Norm aller Dinge ist. Die Vernunft ist in allen Menschen im Grund dieselbe. Für alle gelten dieselben wesentlichen Imperative der praktischen Vernunft als Regeln des Handelns. Aber jeder Mensch muß sich mit seinen ganz persönlichen Problemen auseinandersetzen, die durch die konkreten Umstände einen eigenen Aspekt haben. Ausgehend von den Prinzipien des Handelns, die als fundamentale Stützpunkte und zugleich als Grundforderungen in seine Natur eingeschrieben sind, hat jeder persönlich in seiner konkreten und einmaligen Situation seine Handlungsweise zu bestimmen. Hier erscheint der subjektive Faktor in der Bewertung: das Gewissen. Es gibt also zwei Gruppen von Normen der Sittlichkeit: die objektiven Normen der Vernunft und des ewigen Gesetzes und die subjektive Norm des Gewissens. Diese Unterscheidung darf aber nicht dazu führen, das Gewissen von den objektiven Normen unabhängig zu machen, weil das ja zur absoluten Autonomie des Gewissens gegenüber der objektiven Sittlichkeit und dem göttlichen Gesetz führen würde und damit zur Verneinung des Gewissens.

Die Verpflichtung des Gewissens

Das Gewissen ist das praktische Urteil der Vernunft, das zum Handeln führt und das Handeln auch schon nach moralischer Verpflichtung normiert. Es hat zu bestimmen, was jetzt für mich gut und deswegen zu tun und was schlecht und deshalb zu unterlassen ist. Das kann aber nicht auf Grund subjektiver Neigungen und rein willkürlicher Meinungen geschehen. Das Gewissen muß sich nach den Prinzipien richten, die der Vernunft eingeschrieben sind. Das richtige Gewissen muß mit der Vernunft übereinstimmen; es hat die Vernunft zu interpretieren und anzuwenden. Eine Freiheit des Gewissens im Sinn der Unabhängigkeit von objektiven Prinzipien gibt es nicht. Aber menschliche Beschränktheit trübt die Urteilskraft und der Einzelne kann in gutem Glauben durch Irrtum zu falschen Folgerungen kommen. Kann das Gewissen in diesem Fall moralisch verpflichten? Ist es dann noch echte Norm des Handelns? Ein Problem, das Moralphilosophen und Moraltheologen lange beschäftigt hat und das immer neu zu überdenken ist, wenn neue Fragestellungen auftauchen.

Die katholische Moral ist – kurz zusammengefaßt – zu folgenden Erkenntnissen gekommen:

1. Das Gewissen bestimmt letztlich, was für einen bestimmten Menschen in einer bestimmten Situation gut und schlecht ist.
2. Das Gewissen ist aus sich weder Grundlage des moralischen Wertes einer Handlung noch der moralischen Verpflichtung. Es ist nur Dolmetscher der Grundnorm: der Vernunft und letztlich des göttlichen Gesetzes. Es verpflichtet nur kraft des göttlichen Gebotes, das es erkennt und ausspricht.

¹ Für die theoretischen Ausführungen siehe Bernard Olivier OP, «Les droits de la Conscience», in: Tolérance et Communauté humaine (Ed. Casterman, Paris, 1952).

² Vernunft ist als die Erkenntniskraft zu verstehen, die auf das praktische Handeln gerichtet und daher auch die Grundlage der Freiheit ist, während dieselbe Erkenntniskraft, die auf das theoretische Wissen abzielt, als Verstand bezeichnet wird.

3. Das irrende Gewissen, das mit der wahren Norm der Sittlichkeit nicht übereinstimmt, kann einer Handlung keine moralische Güte verleihen. Kann es ihr verpflichtende Kraft geben? Vor allem besteht die Pflicht, das Urteil zu korrigieren. Denn das Gewissen ist nicht, wie schon betont wurde, ein unbestimmtes Gefühl, sondern ein Diktat der Vernunft, der Überlegung, des vorangehenden ernsthaften Studiums. Ist der Irrtum unüberwindlich, dann bindet das irrende Gewissen, das heißt man darf nie gegen das Gewissen handeln.

Bis jetzt haben wir nur von der Verpflichtung des irrenden Gewissens gesprochen. Denn wenn sich jemand in Gegensatz zu seiner Umwelt setzt, wie bei unserem Thema, nehmen wir an, er befinde sich im Irrtum. Ob das stimmt, sehen wir später. Gibt es nun ein Recht des irrenden Gewissens? Mit anderen Worten: Kann der Mensch, wenn er verpflichtet ist, nicht gegen sein Gewissen zu handeln, von den andern fordern, seinem Gewissen frei folgen zu können? Das Recht setzt immer andere Menschen voraus, weil es ja die sozialen Beziehungen regelt, so daß jeder bekommt, was ihm gehört. Stehen sich gleichwertige Partner innerhalb der Rechtsordnung gegenüber, so ist es relativ leicht zu bestimmen, welcher rechtmäßigen Anspruch der Einzelne gegenüber Dritten hat. Schwerer wird das Problem, wenn der Einzelne und die Gesellschaft, das heißt der Staat, sich gegenüberstehen. Wie weit kann der Einzelne dem Staat gegenüber, dessen Glied er ist, seinen rechtmäßigen Anspruch geltend machen? Denn es ist sicher, daß der Staat, dem die Sorge um das Gemeinwohl anvertraut ist, das Recht und die Pflicht hat, die individuellen Rechte seiner Glieder zu beschränken und sie untereinander und mit einem höheren allgemeinen Wohl in Einklang zu bringen. Nur gewisse unverletzliche Güter der Person sind immer und absolut den manchmal unerbittlichen Forderungen des Gemeinwohls entzogen. Diese theoretischen Ausführungen erlauben jetzt, die aufgeworfenen Fragen zu beantworten.

Der Staat und die Gewissenspflicht

Die Hauptaufgabe des Staates ist die Förderung, Sicherung und der Schutz des Gemeinwohls. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, von seinen Bürgern alles zu verlangen, was zur Erfüllung dieser Aufgaben notwendig ist, bzw. zu verbieten, was die Erfüllung wesentlich hindert. Der Staat und die einzelnen sind aber bei ihrer Handlung an die Gebote der Sittlichkeit gebunden, das heißt der Staat darf nie von seinen Bürgern verlangen, was in sich unsittlich ist. Unsere Zeitgeschichte legt uns eine erschreckende Auswahl von unsittlichen Befehlen vor, wie Liquidierung von Menschengruppen als Rassen- oder Klassenfeinde, ungerechte Freiheitsberaubung in Konzentrationslagern und ähnliche Scheußlichkeiten. Die Beihilfe – auch auf Befehl – zu diesen Verbrechen ist unsittlich und nie erlaubt. Auch der Einzelne kann kein Recht des Gewissens geltend machen bei Verletzung des moralischen Gesetzes. Eine Personengruppe, die aus religiöser Überzeugung glaubt, Ritualmord, Sakralprostitution, Witwenverbrennung, um einige historische Beispiele anzuführen, praktizieren zu können, kann sich nicht auf das Gewissen und seine Respektierung durch den Staat berufen. Der Staat hat das Recht und die Pflicht, derartige Praktiken mit Zwang und Gewalt abzustellen. Die Grundprinzipien der Sittlichkeit sind also Grenzen sowohl für die staatliche Gewalt wie für das Gewissen der einzelnen.

Die Förderung und der Schutz des Gemeinwohls sind die Hauptaufgaben des Staates, wurde soeben gesagt. Daraus ergibt sich das Recht des Staates, von den Bürgern Leistungen zu diesen Zwecken zu verlangen. Nicht alle Forderungen des Staates haben jedoch die gleiche Bedeutung und Wichtigkeit. Es gibt eine Hierarchie der staatsbürgerlichen Werte, und dementsprechend der Gesetze. Wenn jemand glaubt, aus Gewissensgründen auf die Frage, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuern zu zahlen, mit Nein antworten zu müssen, dann wird er dazu mit Recht gezwungen. Denn der Staat braucht die finanziellen Mittel zur Erfüllung seiner Aufgaben.

Die Verteidigung bei ungerechten Angriffen gehört zu den wesentlichen Pflichten des Staates. Auch der Einzelmensch hat das Recht auf Verteidigung bei ungerechten Angriffen auf sein Leben oder sein Vermögen, obwohl es ihm frei steht, auf die Ausübung dieses Rechtes zu verzichten. Der Staat dagegen hat die Pflicht der Verteidigung, außer in den Fällen, wo sie sinnlos ist. Zu diesem Zweck braucht er schon in Friedenszeiten ein Heer. Aus dieser staatlichen Pflicht der Verteidigung erwächst für den Bürger die prinzipielle Verpflichtung, seinen Militärdienst zu leisten, wenn er dazu fähig ist. Aber bei dieser Forderung muß noch ein anderes Prinzip berücksichtigt werden. Summum ius, summa iniustitia, sagten die Römer. Die Verteidigung des Staates geschieht – zumal heute – nicht allein mit der Waffe, sondern auch mit anderen Dienstleistungen, wie Zivilschutz, Sanität, Aufrechterhaltung der lebenswichtigen Betriebe. Die politische Klugheit kann bei Dienstverweigerung aus Gewissensgründen gebieten, diese Bürger bei der Verteidigung auf nichtmilitärischen Sektoren einzusetzen. Im Heer wirken sie als zersetzender Fremdkörper. Es zeugt wohl von einem gewissen Mangel an verständnisvoller Anpassung, wenn die Staatsführung diese Fälle nicht berücksichtigt mit der bloßen Begründung, daß das früher auch nicht geschehen sei. Die Grundforderung der Gerechtigkeit lautet: jedem das Seine, aber nicht: jedem das Gleiche. Damit sollen nicht die Drückeberger verteidigt und die Dienstverweigerer von jeder Dienstleistung befreit werden, sondern ihr Einsatz soll auf einem andern, auch lebenswichtigen staatlichen Sektor geschehen. Die Praxis in der Deutschen Bundesrepublik hat gelehrt, daß bloße Drückeberger bald wieder zum Heer zurückkehren, denn der Dienst in Krankenhäusern und Pflegeanstalten ist viel beschwerlicher als der Militärdienst.

Zum Schluß einige Worte über die Dienstverweigerer selbst und ihre Motivierungen. Wir möchten sie vereinfachend in folgende Kategorien zusammenfassen:

1. Dienstverweigerer unter Berufung auf die Hl. Schrift. Gewöhnlich sind es Leute, die gewisse Aussagen der Hl. Schrift aus ihrem Zusammenhang herausreißen ohne Berücksichtigung anderer Aussagen.

So wird das Gebot «Du sollst nicht töten» ohne Unterscheidung verabsolutiert. Sie übersehen, daß Johannes der Täufer den Soldaten, die ihn fragten: «Was sollen wir tun?», nicht den Bescheid gab, ihren Beruf aufzugeben, sondern: «Verübt gegen niemand Gewalt und Betrug und seid zufrieden mit eurem Sold» (Lk 3,14). Vom Hauptmann sagte Christus selbst: «Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden» (Mt 8,10). Vom Hauptmann Cornelius berichtet die Apostelgeschichte: «Er war samt seinem ganzen Hause fromm und gottesfürchtig und betete unablässig zu Gott» (Apg 10,1ff.). In der Urkirche waren es unter anderen Soldaten, die das Christentum verbreitet haben. Von einer Verurteilung des Militärdienstes als solchen finden wir in der Hl. Schrift kein Wort. Daher ist auch die Berufung auf sie nicht berechtigt.

2. Verweigerung aus Humanitätsgründen

Diese Kategorie übersieht die dogmatische Wahrheit des Sündenfalles. Der Mensch sei von Natur aus gut, meinen sie mit Rousseau und übersehen, daß der Mensch unter der Begierlichkeit steht. Es ist eine Illusion, mit Abschaffung des Heeres den Frieden herbeiführen zu können. Das ist genau so naiv, wie wenn man sagen würde: «Schaffen wir die Polizei ab, dann hören die Verbrechen auf.» Diese Leute gehören zu den schwärmerischen Weltverbessern, welche die konkrete menschliche Natur und die Vielfalt der Faktoren, die das menschliche Zusammenleben beeinflussen und bestimmen, verkennen.

3. Die echten Dienstverweigerer

Es ist eine Elite und daher eine kleine Zahl. Wir möchten sie an einem Beispiel illustrieren.

Während des algerischen Krieges wurden von Truppenteilen Grausankheiten und Scheußlichkeiten, wie Folterung, ungerechte Tötung, Vernichtung von Dörfern, auf Befehl verübt – als Antwort auf die Kriegsführung der Gegenseite. Diese Befehle waren in sich unsittlich und gegen das geltende Völkerrecht. Viele Soldaten gerieten in Gewissenskonflikte. Gehorsamsverweigerung hätte für sie schlimme Folgen gehabt. Heroismus kann man

nur von einer Elite erwarten. Um gegen diese Zustände zu protestieren, haben einige junge Männer, die vor allem aus der Katholischen Aktion kamen, den Militärdienst verweigert. Sie waren keine Schwärmer und Phantasten, sie bestritten auch nicht die Berechtigung des Militärdienstes, aber durch ihr Verhalten wollten sie die Öffentlichkeit auf die unhaltbaren Zustände aufmerksam machen, damit sie abgestellt und ihre Kameraden nicht in Verbrechen verstrickt würden. Vor diesen Dienstverweigerern kann man nur die höchste Achtung haben.

Zu welcher Kategorie gehört nun die Hauptfigur des Films? Darüber läßt uns der Film im unklaren. Religiöse Motive lehnt der junge Mann ab. Er wiederholt immer nur, er sei gegen den Krieg, was jeder vernünftige Mensch ist – wenn auch nicht um jeden Preis. Eine klare Motivierung seiner Haltung sucht man vergebens. Eine überzeugende Klärung des Problems hat der Film nicht gegeben.

A. G.

Europäisches Schachspiel

In den letzten Monaten ist das diplomatische Spiel in der Weltpolitik immer undurchsichtiger geworden. Wir veröffentlichen die Überlegungen einer bekannten, aber unbekannt bleiben wollenden amerikanischen Persönlichkeit, die die politische Lage Europas von ihrem Gesichtspunkt aus beurteilt. Es dürfte für einen Europäer sehr aufschlußreich sein.

Die Redaktion

Ich versuche, meine Unterredungen zu überblicken, die ich in den letzten Wochen mit führenden Diplomaten verschiedener europäischer Staaten hatte. Ihr Denken war in den folgenden Punkten eindeutig und klar.

In Europa wird eine Kraftprobe zwischen den zwei «Supermächten», zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, vorbereitet. Amerika versucht seine Macht in Westeuropa zu konsolidieren. Rußland möchte seine Kontrolle in Osteuropa verstärken.

Dem amerikanischen Versuch widersteht im Westen De Gaulle, dem russischen Versuch im Osten Tito. Frankreich spielt für Amerika geopolitisch und militärisch eine wesentliche Rolle. Es beherrscht die wichtigsten Verbindungslinien und ist als Rückzugsgebiet der Ort des letzten militärischen Widerstandes. De Gaulle kennt die Bedeutung Frankreichs ganz genau. Er will sich deshalb nicht allzu schnell an Amerika binden: entweder um einen besseren Preis für seine Zusage zu erhalten, oder um eine dritte Macht mit der Bundesrepublik Deutschland aufzubauen. Für Rußland ist Jugoslawien von erstrangiger militärischer Bedeutung: es ist ein Keil zwischen dem atlantischen und dem mittelländischen Flügel der NATO und vermag, Italien militärisch zu neutralisieren. Tito weiß das ganz genau und versucht, den höchsten Preis für sich herauszuschlagen.

Der erste amerikanische Schachzug ist: Großbritannien soll in die EWG. So wird Europa enger an die Vereinigten Staaten gebunden. Zugleich wird dadurch der Versuch De Gaulle's verhindert, eine dritte, europäische Macht zwischen Amerika und Rußland aufzubauen. De Gaulle's Gegenzug: der Beitritt Englands in die EWG wird so lange verhindert, bis England wirklich «europäisch» wird, das heißt, seine besonderen Bindungen zu Amerika aufgibt.

Der zweite amerikanische Zug ist: die NATO soll innerlich umgestaltet werden. De Gaulle kann das folgendermaßen verhindern: er verlangsamt die Verhandlungen und gleichzeitig beschleunigt er den Aufbau seiner «force de frappe» und der Allianz mit Deutschland.

Westdeutschland ist somit zugleich die stärkste (die beiden Staaten machen zusammen eine Bevölkerung von über 100 Millionen aus) und die schwächste Stelle Frankreichs. De Gaulle muß sich beeilen. Sehr bald wird er seinen wichtigsten Partner in Deutschland, Konrad Adenauer, verlieren. Dann wird Deutschland zu einem Teich, in dem ein jeder fischen kann,

vor allem aber Amerika. Deshalb versucht De Gaulle, Deutschland noch während der Kanzlerschaft Adenauers möglichst fest an Frankreich zu binden. Gleichzeitig versuchen die Amerikaner, diese Entwicklung zu verlangsamen. Dabei rechnen sie damit, daß Deutschland «sicher spielen» will. Und heute noch sind es die Vereinigten Staaten, die am meisten zu bieten haben.

So steht Deutschland schließlich im Mittelpunkt des politischen Geschehens. Es kann immer noch einen Zug machen, mit dem es sowohl die Amerikaner als auch die Franzosen Schach setzt. Man denkt dabei an einen bilateralen Pakt mit der Sowjetunion, an ein zweites Rapallo. Vorbedingung dazu wäre allerdings die Aufnahme normaler Beziehungen mit einem «entstalinisierten» Ostdeutschland. Die Westdeutschen haben es ziemlich klar zu verstehen gegeben, daß – wenn die Vereinigten Staaten fortfahren, mit der Sowjetunion «Solo zu spielen» – Bonn sich direkt an Moskau wenden könnte. Die Westdeutschen sind heute allgemein überzeugt davon, daß die Amerikaner und Russen – trotz aller Dementis aus Washington – hinter

den Kulissen verhandeln. Der Inhalt einer solchen amerikanisch-russischen Vereinbarung könnte sein: permanente Trennung Deutschlands, «Minimalisierung» Berlins, eine «de facto Anerkennung» Ostdeutschlands. Für die Zukunft würde es zwar an feierlichen Beteuerungen seitens Amerikas nicht fehlen, aber das Prinzip der Wiedervereinigung Deutschlands wäre für immer aufgegeben. Berlin würde so aufhören, «vorgeschiebener Posten des Westens», «Bürge der deutschen Wiedervereinigung» und «Dorn im russischen Auge» zu sein. Man würde das «Problem Berlin» verblässen lassen, wie man auch Kuba und Ungarn verblässen ließ.

Die Figuren sind auf dem europäischen Brett aufgestellt. Das diplomatische Spiel kann beginnen. Es wird sicher faszinierend sein. Der erste Zug des Westens war der Besuch des westdeutschen Kanzlers in Paris in Begleitung von einem Schwarm von Ministern und Militärspezialisten. Im Osten eröffnete der Besuch Chruschtschows in Ostdeutschland das Spiel. Maßnahmen und Richtlinien wurden beiderseits vereinbart. Sie werden das Schicksal Europas bestimmen.

Martin Painelle

PAPSTTUM UND PATRIARCHENAMT IM OSTEN

Das Papsttum ist nach katholischer Lehre von Christus gestiftet worden als Fundament und Garantie der Einheit seiner Kirche. Die imponierende Einheitlichkeit und Geschlossenheit der katholischen Kirche von heute ist in der Tat vor allem das Werk des Papsttums. Auf der andern Seite ist aber – das darf man nicht übersehen – der Primat Roms, so wie er sich heute konkret auswirkt, der Stein des Anstoßes für die von der katholischen Kirche getrennten Christen des Ostens wie des Westens und einer der Gründe des Fortbestehens der Spaltung in der Christenheit. Wir fragen uns: Muß das sein? Darf das sein? Muß und darf gerade diese Institution, die Christus als Garantie der Einheit gewollt hat, zur Ursache der Spaltung werden?

Ein hervorragender Vertreter der Orthodoxen Kirche, der griechische Laienkanonist *Hamilar Alivisatos*, hat das, was wir hier sagen wollen, so formuliert: «Der Gegensatz, der eine wahre unüberbrückbare Kluft zwischen Ost und West bedeutet, eine Kluft, die sich zwischen beiden Welten auf tut, ist der Gegensatz in der Auffassung von der Stellung des Papstes. Dieser Gegensatz ist so tief, daß er fast keine Hoffnungen auf Einigung zwischen den beiden Kirchen zuläßt» («L'Eglise et les Eglises», S. 111).

Woher dieser Gegensatz, warum diese Kluft?

Ein Grund ist gewiß die Entwicklung zum Nationalkirchentum hin, die im Osten schon früh grundgelegt wurde und die nach der Kirchenspaltung des 11. Jahrhunderts sich immer stärker ausprägte. Der Osten hat so das Verständnis für die Möglichkeit und Notwendigkeit eines übernationalen Hauptes der Kirche Christi verloren. Aber wir sollten doch die Gründe für die Spaltung nicht bloß bei den anderen suchen. «Die Verantwortlichkeiten sind geteilt», so hat Papst Johannes XXIII. gesagt. Es braucht sich auch nicht immer um Verantwortlichkeit zu handeln. Es können auch Umstände eine Rolle spielen, die nichts mit moralischer Schuld zu tun haben. Wir müssen uns doch fragen, ob nicht vielleicht die Entwicklung im Westen zu einer immer strafferen Zentralisierung und Uniformierung hin es in etwa begreiflich werden läßt, daß die Getrennten sich ein falsches Bild vom Papsttum gemacht haben. Sie laufen in der Tat Sturm gegen ein Zerrbild des Primats; und in diesem Zerrbild sehen sie nicht mit Unrecht eine Abirrung von der Verfassung, die Christus seiner Kirche gegeben hat. Es handelt sich um ein tragisches Mißverständnis. Aber hat nicht die etwas einseitige Betonung des römischen Primats durch das Erste Vatikanische Konzil doch irgendwie Anlaß dazu gegeben? blieb nicht doch die Bedeutung des Episkopats und damit die wesentlich auch kollegiale Ver-

fassung der Kirche, die den Orthodoxen besonders teuer ist, allzu sehr im Schatten, so daß das Mißverständnis vom Papst als dem alleinigen Herrn der Kirche entstehen konnte? Heute, zur Zeit des Konzils, wird von hervorragenden Kirchenmännern der dringende Wunsch geäußert, das Zweite Vatikanische Konzil möge das Erste ergänzen. Kardinal König, Erzbischof von Wien, hat vor der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Journalisten in Österreich der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß das Konzil eine Aufwertung des Bischofsamtes bringen möge. Das sei ein von allen Seiten geäußelter Wunsch; denn die von Christus festgesetzte Kirchenverfassung sei petrinish und apostolisch zugleich. Bei der Diskussion über den Entwurf «De Ecclesia» gegen Schluß der ersten Sitzungsperiode wurde dieses Anliegen auch dem Konzil vorgetragen.

Das Patriarchenamt, ein Modellfall

Welche Möglichkeiten hier bestehen, kann ein Blick auf das Patriarchenamt im Osten aufweisen, das in der Geschichte eine hervorragende Rolle gespielt hat und das auch heute noch in etwa erhalten ist. Wie das Verhältnis zwischen Papsttum und Bischofsamt (die beide von Christus gestiftet sind) zu gestalten ist, das läßt sich nicht aus abstrakten Begriffen ableiten, sondern nur aus Schrift und Tradition; und Tradition ist wesentlich Geschichte. Die Geschichte der Kirche und ihrer Ämter ist geradezu der von Gottes Geist geschriebene Kommentar zur Gründungsurkunde der beiden Gewalten in der Kirche, die wir in der Hl. Schrift haben. Hier dürfte der Institution der Patriarchate des Ostens eine hervorragende Bedeutung zukommen. In ihnen haben wir geradezu einen Modellfall, an dem sich aufweisen läßt, wie das Papsttum als zentrale Autorität nicht notwendig zum Zentralismus und zur Uniformierung der Gesamtkirche führen muß, und wie trotz der Vollgewalt des Papstes eine weitgehende Selbstverwaltung der Teilkirchen und ein gesunder Pluralismus, eine Vielgestaltigkeit im Unwesentlichen unter Führung des Episkopats möglich sind. Vor der mit einer übermäßigen Zentralisation doch allzu leicht gegebenen, übertriebenen Uniformität in der Kirche hat Kardinal *Alfrink*, Erzbischof von Utrecht, in einer Konferenz in Straßburg (November 1961) eindringlich gewarnt. Eine solche Uniformität könnte die echte Einheit in der Kirche in den Schatten stellen («La Croix», 5. 12. 61).

Die in der Kirche notwendige Einheit, die nach dem Willen Christi durch das Papsttum garantiert ist, braucht nicht zur Uniformität auszuarten. Man könnte bei der nun einmal ge-

benen Verschiedenheit der Völker der ganzen Welt, die alle in der einen katholischen Kirche ihre geistige Heimat finden sollen, eine solche Gleichförmigkeit auf die Dauer nur durch geistige Vergewaltigung der Völker aufrechterhalten. Und damit wäre bei dem wachsenden Nationalismus der jungen Völker Asiens und Afrikas die Gefahr eines Auseinanderbrechens der wesentlichen Einheit der Kirche gegeben. Das Konzil hat bereits durch die Annahme des ersten Kapitels des Entwurfs über die Liturgie grundsätzlich den Weg zu einem gesunden Pluralismus frei gemacht.

In den ersten christlichen Jahrhunderten, als die zentrale Autorität des Bischofs von Rom, die zwar immer vorhanden war, sich noch nicht so stark auswirkte wie später, entstanden im Osten unter Führung des Episkopats verschiedene relativ selbständige kirchliche Verwaltungsbezirke, die ihre eigenen liturgischen Riten und Gebräuche formten. Man nannte diese Bezirke, die sich um gewisse Hauptkirchen bildeten, später Patriarchate. Sie entsprachen den verschiedenen Kulturbereichen, die es im Osten gab.

Für den griechischen Kulturbereich entstand das Patriarchat von Konstantinopel, für den syrischen das von Antiochien, für den ägyptischen das von Alexandrien. Diese drei Patriarchate und das aus einer Teilung der antiochenischen Kirche im Jahre 451 entstandene Patriarchat von Jerusalem lagen alle auf dem Gebiet des Römischen Reiches. Außerhalb des Reiches bildeten sich zur selben Zeit und aus denselben Gründen in Persien und in Armenien ebenfalls autonome Einzelkirchen, die ihren eigenen Ritus ausbildeten. So entwickelten sich im Osten fünf ursprüngliche Kirchengruppen, denen die fünf orientalischen Riten genau entsprachen. Diese Entwicklung war bei der kulturellen und volksmäßigen Vielgestaltigkeit des Ostens eine durchaus normale und gesunde Erscheinung. In dem kulturell im wesentlichen einheitlichen Abendland kam man dagegen verständlicherweise zu einer immer stärkeren Uniformierung und Zentralisierung unter der Führung des Papsttums, dessen Autorität sich im Westen von jeher stärker geltend machte als im Osten.

Inzwischen sind aber in die katholische Kirche Völker hineingeströmt, die in ihrer ganzen Art sehr viel stärker von den alten christlichen Kernvölkern verschieden sind als ehemals etwa die Griechen, die Syrer, die Ägypter und Armenier von den Lateinern sich unterschieden. Somit erhebt sich unabweisbar die Frage: Läßt sich die in der katholischen Kirche des Westens herrschende Gleichförmigkeit in Ritus, Sprache, Brauchtum, Kunst, Frömmigkeitsformen und so fort in einer Weltkirche aufrechterhalten, in der Völker verschiedenster Rassen, Farbe und Sprache ihr Vaterhaus erkennen sollen? Jedenfalls ist eine solche Uniformität der Einheit der Kirche nicht wesentlich. Das zeigt die Geschichte der Patriarchate des Ostens.

Zwei Gewalten: Papsttum und Episkopat

Die Existenz der Patriarchate mit ihrer relativen Selbständigkeit beweist, daß der Primat Roms nicht im Sinne einer Zusammenballung aller Autorität im Zentrum verstanden werden muß. Eine Situation, wie sie in der Kirche tausend Jahre lang bestanden hat, kann nicht gegen das Dogma verstoßen. Die katholische Theologie läßt gemeinhin den Schluß aus der Praxis der Kirche auf die Richtigkeit der dieser Praxis zugrundeliegenden Theorie zu. Es gibt in der katholischen Kirche, von Christus gestiftet, die beiden Gewalten des Papsttums und des Episkopats, welche die Nachfolge des Petrusamtes und des Apostelkollegiums angetreten haben. Christus hat dem Petrus als dem Haupt des Apostelkollegiums die Vollgewalt über seine Kirche übertragen, hat aber auch den Zwölfen in Unterordnung unter Petrus die Gewalt zu binden und zu lösen geschenkt. Wie aber nun das Zusammenspiel dieser beiden Autoritäten, die eng zueinander gehören, zu geschehen hat, darüber hat Christus nichts festgesetzt, und darum können wir auch aus der Schrift zur Lösung der Frage nichts herausholen, wie heute die faktische Verteilung der Aufgaben und ordentlichen Vollmachten, die es in der Kirche gibt, auf die beiden Gewalten des Papsttums und des Episkopats konkret zu geschehen habe (Rahner, *«Epi-*

skopat und Primat», S. 34). Ob zum Beispiel die Vollmacht, von diesen oder jenen Ebehindernissen zu dispensieren, notwendig allein dem Papst oder auch den Bischöfen zukommt oder ob die Ordnung der Liturgie notwendig zur ausschließlichen Kompetenz des Hl. Stuhles gehört, darüber ist vom Glauben her nichts auszumachen. Diese Verteilung der Aufgaben hat sich historisch entwickelt, und zwar im Sinne einer immer stärkeren Zusammenballung aller Vollmachten im Zentrum. Die Geschichte gerade der Patriarchate lehrt uns, daß dies nicht wesenstwendig ist. Es geht auch anders. Aus der Geschichte können wir ersehen, was auf diesem Gebiet alles möglich ist. Tatsächlich erfreuten sich die Patriarchate des Ostens in ihrer inneren Verwaltung einer sehr weitgehenden Autonomie. Eine ganze Menge von Aufgaben und Vollmachten, die nach heute geltendem positiv kirchlichem Recht legitim dem Hl. Stuhl vorbehalten sind, gehörte damals zur normalen Kompetenz der Patriarchen oder der ihnen zur Seite stehenden Bischofsynoden.

Während heute in der ganzen Welt kein katholischer Bischof aufgestellt werden kann, ohne daß Rom ihn ernannt oder zumindest maßgeblich dabei mitwirkt, geschah im ganzen ersten Jahrtausend in den Patriarchaten des Ostens die Auswahl der Metropoliten und Bischöfe ohne jede Intervention des Hl. Stuhles. Sie war normalerweise einfach Sache der örtlichen Autoritäten. Nach der von Kaiser Justinian getroffenen Regelung stellten Klerus und Volk der Bischofsstadt eine Dreierliste auf, aus der der zuständige Metropolit oder der Patriarch den würdigsten auswählte.

Die Regelung der Liturgie und der kanonischen Gesetzgebung war im ersten Jahrtausend Sache der Patriarchate, während heute der Hl. Stuhl die Gestaltung der Liturgie auch in den östlichen Riten seiner ausschließlichen Kompetenz vorbehalten hat. Wir leugnen selbstverständlich nicht die Legitimität dieser Entwicklung. Aber es ist zuzugeben, daß der heutige Zustand das Ergebnis einer positiv-rechtlichen Entwicklung ist und daß er deshalb nicht durch göttliches Recht gefordert sein kann. Was die Gesetzgebung angeht, so ist es für die gegenwärtige Lage charakteristisch, daß die Neukodifizierung des Rechts der unierten orientalischen Gruppen durch eine vom Hl. Stuhl ernannte Kommission geschieht und daß auch orientalische Synoden in ihrer Gültigkeit von der Approbation durch Rom abhängen. Ehemals gehörte die kanonische Gesetzgebung zur normalen Kompetenz der Patriarchate.

In der Handhabung der Disziplin beim Klerus und bei den Laien waren im ersten Jahrtausend die örtlichen Autoritäten der Patriarchate zuständig. Rom hat in rein disziplinären Angelegenheiten im Osten in tausend Jahren im ganzen nur in ein paar Dutzend Fällen eingegriffen, während heute solche Interventionen an der Tagesordnung sind.

Sehr viel häufiger intervenierte Rom in Sachen des Glaubens. Auch im ersten Jahrtausend war der Bischof von Rom der allgemein anerkannte oberste Hüter des katholischen Glaubens und als solcher hat er seine Autorität recht häufig auch im Osten geltend gemacht. Auch entschied er als Haupt der Kirche in letzter Instanz, wem die Gemeinschaft mit der Gesamtkirche zukomme und wem nicht, schloß also aus der Kirche aus und nahm wieder in sie auf. So trat der Primat des Papstes auch in der Zeit vor der Spaltung im Osten wie im Westen klar in Erscheinung, aber in Sachen der inneren Verwaltung ihrer Sprengel kam den Patriarchen und ihren Bischofsynoden eine sehr weitgehende Autonomie zu.

Wenn man heute nach Dezentralisierung in der Kirche ruft, so kann man auf die Patriarchate des Ostens als auf einen Modellfall hinweisen. Ihre Geschichte zeigt, wie weit eine solche Dezentralisierung gehen kann, ohne daß das Dogma des Primats dadurch angetastet wird. Den Patriarchaten des Ostens ließ Rom eine weitgehende Autonomie, weil sie damals hervorragend wichtige Teile der Gesamtkirche waren. Heute sind diese Patriarchate durch die Wechselfälle der Geschichte zahlenmäßig bedeutungslos geworden. An ihre Stelle sind, was das Gewicht für die universale Kirche angeht, die Kirchen der großen Länder, etwa Frankreichs, Spaniens, Deutschlands, Polens, der Vereinigten Staaten und so fort, getreten. Es wäre nur logisch, heute diesen Kirchen eine gewisse Selbständigkeit in ihrer inneren Verwaltung zuzugestehen, selbstverständlich immer unter Wahrung eines echten Jurisdiktionsprimates des Papstes. Der Primat schließt nicht aus, daß in den einzelnen Ländern etwa den Bischofskonferenzen unter der Führung eines Primas

zur Regelung der inneren kirchlichen Angelegenheiten des Landes weitgehende Kompetenzen zukommen. Vorschläge dieser Art sind dem gegenwärtigen Konzil gemacht worden, und man kann hoffen, daß sie Annahme finden werden. Das bereits angenehme erste Kapitel des Liturgie-Schemas weist den Bischofskonferenzen in Sachen der Liturgie schon eine echte Kompetenz zu. Die Gefahr des Nationalkirchentums, die in der Vergangenheit eine straffere Zentralisierung rechtfertigte, dürfte doch heute endgültig überwunden sein.

Der Ruf nach Dezentralisierung in der Kirche wurde übrigens schon auf dem Ersten Vatikanischen Konzil erhoben, und zwar vom damaligen Erzbischof von Köln, *Paul Melchers*. Er erklärte vor dem versammelten Konzil: «Ich halte es für heilsam, ja für notwendig zur rechten Regierung der Kirche, daß man nunmehr mit der Dezentralisierung der Kirche beginne und daß man nicht noch mehr als bisher die Regelung der Angelegenheiten der Einzeldiözesen dem Zentrum vorbehalte» (Mansi 50, 409 d).

Zu unserer Zeit äußerte sich im gleichen Sinn Kardinal Alfrink, der in der schon zitierten Konferenz in Straßburg ausführte, die heutige Zentralisation in der Kirche sei historisch bedingt, nicht unerlässlich und nicht unveränderlich («*La Croix*», 5. 12. 61).

Eine solche Auflockerung in der Kirche und weniger straffe Handhabung der Rechte Roms würde zudem den Primat in den Augen der getrennten Christen des Ostens wie des Westens eher akzeptabel erscheinen lassen. Ein Stein des Anstoßes wäre damit aus dem Weg geräumt. Durch eine stärkere Betonung der Rechte der Bischöfe würde zudem auch in der Praxis die theoretisch allgemein anerkannte Tatsache in Erscheinung treten, daß die Bischöfe nicht bloße Funktionäre und ausführende Beamte des Papstes sind, sondern daß sie ihre Teilkirchen kraft göttlichen Rechts als Nachfolger der Apostel, wenn auch in Unterordnung unter Rom, regieren. Das Erste Vatikanische Konzil definierte den Jurisdiktionsprimat des Papstes über die Gesamtkirche, ließ aber die Stellung der Bischöfe doch vielleicht allzusehr beiseite; das heißt, es kam nicht mehr dazu, auch diese ausdrücklich zu behandeln.

Das bei den getrennten Ostchristen weitverbreitete Mißverständnis, als ob nach der Lehre des Vaticanums der Papst der eigentlich einzige Bischof der katholischen Kirche sei, hat hier seine Wurzeln.

Bulgakov zum Beispiel ist dieser Auffassung. Für ihn hat der katholische Episkopat auf dem Vaticanum geradezu kollektiven Selbstmord verübt. – Dieses Mißverständnis ist in etwa zu begreifen, haben doch selbst katholische Bischöfe, so der Erzbischof von Köln, in der ordentlichen, unmittelbaren und bischöflichen Jurisdiktion des Papstes über die Gesamtkirche die Gefahr einer Minderung der Rechte der Bischöfe gesehen, die so als bloße Funktionäre des Papstes erscheinen könnten (Mansi 51, 936 d).

Der rühmlich bekannte Bischof Ketteler gab der Besorgnis Ausdruck, die Definition der Unfehlbarkeit des Papstes könnte diesen als einzigen Richter über den katholischen Glauben erscheinen lassen (Mansi 52, 160a – 162c).

Eigenrechte der Bischöfe

Das Konzil müßte durch eine Klarstellung des auf göttlicher Einsetzung beruhenden Eigenrechtes des Episkopats als der Fortsetzung des Apostelkollegiums diese Mißverständnisse ein für allemal zerstreuen. Das Konzil bräuchte übrigens nur das von dem deutschen Jesuiten *Kleutgen* vor dem Vaticanum I bereits ausgearbeitete Schema wieder aufzunehmen. Auch hier kann die Institution der Patriarchate als Vorbild dienen. Die sehr weitgehenden Vollmachten der Patriarchen wurden im ersten Jahrtausend auch von den Päpsten selbst nicht als vom Hl. Stuhl verliehene Privilegien betrachtet, sondern als Ausfluß der bischöflichen Gewalt. Es ist uns kein einziges päpstliches Dokument aus dem ersten Jahrtausend bekannt, in dem der Anspruch erhoben wird, daß der Papst den Patriarchen ihre Vollmachten als Privileg und als Übertragung eines Teiles der päpstlichen Gewalt aus freier Großmut verliehen habe. Die Patriarchen sind also nicht Statthalter des Papstes. Die Päpste erkennen vielmehr die Rechte der Patriarchen als auf Grund der Tradition und der *canones* der ersten Konzilien ge-

geben an. Dementsprechend ist die Bestätigung der Wahl eines Patriarchen durch den Papst im ganzen ersten Jahrtausend nicht eine Amtseinsetzung und nicht eine Übertragung von Vollmachten, sondern lediglich die Anerkennung der Tatsache, daß der Erwählte auf Grund der Wahl Patriarch geworden ist und daß ihm so alle Rechte zustehen. So stellt zum Beispiel Papst *Coelestin I.* in seinem Antwortschreiben auf die Ankündigung der Wahl des Erzbischofs Maximian von Konstantinopel (432) lediglich fest, daß diese Kirche den Maximian «durch göttliches Urteil» als ihr Oberhaupt erhalten habe.

Den Einzelbischöfen und später den Patriarchen kam im christlichen Altertum kraft ihres Bischofsamtes eine weit größere Fülle von Aufgaben und Vollmachten zu als den Bischöfen von heute. Heute wird bekanntlich den Bischöfen vom Hl. Stuhl in den sogenannten *Quinquennalfakultäten* als Privileg eine Reihe von außerordentlichen Vollmachten verliehen, so bezüglich der Dispens von Ehehindernissen, die sie im Namen des Papstes und nicht einfach auf Grund ihrer bischöflichen Autorität ausüben können. Schon auf dem Ersten Vatikanischen Konzil übte Erzbischof *Melchers* von Köln an diesem System freimütige Kritik. Er sagte: «Ich kann nicht darüber hinwegsehen, daß diese Art voranzugehen mir als nicht normal vorkommt, und als wenig der von Gott gesetzten Ordnung entsprechend. Gott hat die Bischöfe mit der Regierung der Diözesen betraut, nicht als außerordentliche Vollmachtsträger oder Legaten, sondern als die ordnungsgemäßen Hirten und Nachfolger der Apostel, jeder in seiner Diözese» (Mansi 50, 411 c).

Die Vollmachten der Patriarchen, die viel weiter gingen als alle außerordentlichen Fakultäten von heute, waren auch nach der Konzeption der Päpste einfach mit ihrem Bischofsamt gegeben, und nicht von Rom verliehene Privilegien. Man kann nur hoffen, daß das Zweite Vatikanische Konzil die von Erzbischof *Melchers* schon auf dem Ersten gegebenen Anregungen aufgreifen möge. Die heutige Situation ist, um es noch einmal zu sagen, das Ergebnis einer positiv-rechtlichen Entwicklung in der Kirche, deren Legitimität wir natürlich nicht bestreiten wollen, die aber eben, weil positiv-rechtlich, nicht irreformabel ist. Die tatsächliche Verteilung der Aufgaben und Vollmachten in der Kirche zwischen der päpstlichen Zentralgewalt und den Bischöfen verschob sich langsam zugunsten der päpstlichen Autorität, und zwar in solchem Maße, daß man die sehr weit gehenden Rechte der Patriarchen nurmehr als Teilhabe an der Fülle der Gewalt des Papstes und damit als von Rom verliehene Privilegien begreifen konnte.

Wir finden diese Konzeption, die dem ganzen ersten Jahrtausend fremd war, in den Beschlüssen des zweiten Konzils von *Lyon* (1274), wo es heißt: «Dem Apostolischen Stuhl kommt die Fülle der Gewalt zu und er läßt die anderen Kirchen zu einem Teil seiner Hirtensorge zu. Viele von diesen Kirchen, insbesondere die Patriarchate, hat die römische Kirche unter Wahrung ihrer eigenen Vorrangstellung mit verschiedenen Privilegien ausgezeichnet» (Denz. 466). Von dieser «Fülle der päpstlichen Gewalt» spricht auch die Definition des Ersten Vatikanischen Konzils (D 1831).

Dieser Ausdruck «Fülle der Gewalt» ist wiederum ein Stein des Anstoßes für die von Rom getrennten Christen des Ostens wie des Westens. Sie sind geneigt, in dieser Fülle der Gewalt einen Anspruch auf unumschränkte Herrschaft und die Gefahr eines tyrannischen Willkürregimes zu sehen. Es handelt sich auch hier um ein Mißverständnis, und zwar um ein verhängnisvolles Mißverständnis, denn hier dürfte das geradezu abgrundtiefe Mißtrauen gegenüber Rom, das wir leider immer wieder bei unseren getrennten Brüdern feststellen müssen, seine tiefste Wurzel haben. Es muß überwunden werden, wenn wir nach dem Willen Christi und dem Wunsch des Papstes die Wiederherstellung der Einheit aller Christen anbahnen wollen.

Wenn man an den Abbau dieses Mißtrauens herangehen will, muß man zunächst einmal versuchen, es zu verstehen. Zusammenballung von Autorität in einer einzigen Hand bringt, wie

die Menschen einmal sind, die Gefahr des Mißbrauchs mit sich. Wir Katholiken, die wir an die göttliche Einsetzung des Papsttums glauben, vertrauen auf das Walten des Hl. Geistes, das einen solchen Mißbrauch verhindern wird. Aber eine innerweltliche Sicherung dagegen haben wir nicht. Es gibt keine rechtliche Instanz, vor der ein Dekret der obersten Autorität in der Kirche angefochten und von der es gegen den Willen des Papstes aufgehoben werden könnte (Rahner, S. 122). Der gläubige Katholik kann darauf verzichten, aber wir dürfen uns nicht wundern, daß unsere getrennten Brüder hier eine sehr reale Schwierigkeit sehen. Selbst nicht wenige Väter des Ersten Vatikanischen Konzils äußerten gegenüber der ihnen schrankenlos vorkommenden Lehrautorität des Papstes ernste Bedenken und suchten rechtliche Begrenzungen in den Definitionsentwurf einzuführen.

Grenzen der päpstlichen Gewalt

Es ist richtig: die Angst der Getrennten vor der Fülle der Gewalt des Papstes beruht zum großen Teil auf einem Mißverständnis. Auch die Autorität Roms hat ihre Schranken im Naturgesetz und im positiv-göttlichen Gesetz, vor allem in der von Christus seiner Kirche gegebenen Verfassung. Der Papst ist kein absoluter Monarch, seine Vollmacht findet eine Grenze an einer Wirklichkeit, die unabhängig vom Willen des Papstes zu der von Christus seiner Kirche eingestifteten hierarchischen Struktur gehört, nämlich am Episkopat. Der Episkopat ist nicht eine von ihm gegründete Beamtenschaft, die er abschaffen könnte, er ist göttlichen Rechtes. Primat und Episkopat gehören beide, weil unmittelbar von Christus gestiftet, zur unabänderlichen Struktur der Kirche (vgl. Rahner, S. 18). Wenn heute hervorragende Theologen – wie etwa Karl Rahner – sich bemühen, die Grenzen der päpstlichen Gewalt aufzuzeigen, und zwar auch die über das rein rechtliche hinausgehenden, so ist das keine Ehrfurchtslosigkeit, sondern es geschieht aus der Einsicht heraus, daß nur so das Haupthindernis für die Wiedervereinigung beseitigt werden kann, nämlich das Mißtrauen unserer getrennten Brüder gegenüber einer, wie sie fälschlich meinen, völlig unumschränkten obersten Gewalt in der katholischen Kirche (Rahner, 120 ff.).

Im ersten Jahrtausend fühlte sich übrigens das Papsttum wohl stärker an die Tradition und an die canones der Konzilien gebunden als das heute der Fall ist, und zwar gerade was das Verhältnis zu den Patriarchaten des Ostens angeht. Leo der Große zum Beispiel erklarte die canones des Nicaenums, in denen die Rechte der Patriarchen von Alexandrien und Antiochien grundgelegt sind, für unantastbar, weil sie vom Hl. Geist aufgestellt worden seien (ARP, S. 251, N. 119). Leo IX. spricht in seinem Brief an den Patriarchen Petrus von Antiochien (1052) von den Vorrechten dieses apostolischen Sitzes. In diesem Zusammenhang schreibt er: «Die Grenzen, die unsere Väter festgesetzt haben, darf niemand in Anmaßung über-

schreiten» (ARP, S. 770, N. 369). So könnte auch hier die Geschichte der Patriarchate wegweisend sein für eine ehrfürchtige Haltung gegenüber der in der Tradition tief verwurzelten Vorrangstellung der Patriarchen. Ohne diese Ehrfurcht läßt sich das Vertrauen der von Rom getrennten orientalischen Hierarchen unmöglich gewinnen, das Vertrauen aber ist die Grundvoraussetzung für jede Annäherung.

Primat der Liebe

Unsere getrennten Brüder übersehen bei ihrer Angst vor der päpstlichen Gewalt schließlich noch eines, und das ist von fundamentaler Bedeutung, nämlich, daß der päpstliche Primat ein Primat der Liebe und nicht der Macht sein will. Primat der Liebe schließt zwar die Autorität nicht aus, wohl aber jede Tyrannei und Willkür. Die Autorität aber ist eine von der Liebe durchdrungene väterliche Autorität, die nur dienen will, aber nicht herrschen. Nicht umsonst nennen wir den Papst «Heiliger Vater». Wohl kaum ein anderer Papst hat diese Haltung, und zwar gerade in seiner Beziehung zu den Patriarchen des Ostens, so eindrucksvoll kundgetan wie Gregor der Große, der sich, wie bekannt, «servus servorum Dei» nannte. Er lehnt es in einem Brief an den Patriarchen Eulogius von Alexandrien geradezu ab, ihm Befehle zu geben: «Dieses Wort ‚Befehl‘ will ich nicht hören, denn ich weiß, wer ich bin, und wer Du bist. Dem Rang nach bist Du mir ein Bruder, dem Lebenswandel nach ein Vater. Ich habe keine Befehle gegeben, sondern nur auf das hingewiesen, was ich für nützlich hielt.» Gregor der Große war also jedenfalls gewillt, den östlichen Patriarchen nur soviel wie unbedingt nötig zu befehlen. Er lehnte ferner für sich den Titel «universalis Papa», das heißt «allgemeiner Vater» oder «universaler Bischof» ab. Er schreibt in dem schon zitierten Brief: «Wenn nämlich eure Heiligkeit mich ‚allgemeinen Vater‘ nennt, dann leugnet sie für sich selbst, dies zu sein, weil sie mich ‚allgemeinen Vater‘ nennt» (ARP, S. 501, N. 271; D. 1822 zitiert den Brief nur zum Teil). Der Titel «Universaler Bischof» erschien Gregor d. Gr. als Beeinträchtigung der Rechte der Patriarchen, die so nicht mehr Bischöfe ihrer Kirchen sein könnten.

Ein solcher Primat der von der Liebe getragenen väterlichen Autorität, und nur ein solcher, hat Aussicht, auch einmal von den getrennten Christen des Ostens wie des Westens anerkannt zu werden. Wenn je ein Papst bereit war, die Fülle der päpstlichen Gewalt so zu verstehen und so zu handhaben, dann unser gegenwärtiger Hl. Vater, Johannes XXIII. Gerade deswegen findet er soviel Vertrauen und Hochschätzung bei allen Christen der ganzen Welt. So dürfen wir hoffen, daß durch ihn und durch das Konzil die ersehnte Wiedervereinigung aller Christen, wenn nicht geschaffen, so doch angebahnt werde.

Prof. Wilhelm de Vries, Rom

PAPST HADRIAN VI. UND DAS ZWEITE VATIKANISCHE KONZIL

Herkunft

Hadrian VI., oder auch in nicht latinisierter Schreibweise Adrian VI., wird als «letzter deutscher Papst» bezeichnet. Von diesen beiden Beiwörtern bedarf nur das zweite einer Erklärung. Denn das erste stellt lediglich eine chronologische Aussage dar, ohne Vorgriff auf die Ratschlüsse Gottes in der Zukunft. Hadrian ist der bis heute letzte deutsche und überhaupt letzte nichtitalienische Papst gewesen. Er wurde am 2. März 1459 in Utrecht geboren und ist also Niederländer; Niederländer aber zu einer Zeit, da das Gebiet des Stiftes Utrecht zum Verband des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zählte, da die Niederländer sich als deutscher Stamm empfanden wie die Friesen, die Thüringer, die Bayern, und auch von der Umwelt so angesehen wurden. Hadrian selber spricht in seinen Briefen, Brevia und Instruktionen wiederholt von «unserer deutschen Nation», und er, der Utrechter, der Rotterdamer Erasmus, der Thüringer Luther, der Bayer Johannes Eck galten und wußten sich als Landsleute. Vielleicht könnte die Frage der Herkunft, der Volkszugehörigkeit Hadrians neben-

sächlich erscheinen, wenn nicht gerade von ihr her ein unverwechselbar-eigentümliches Licht auf die spezifische Größe und Tragik des Dulder-Papstes fiel. Dies umso mehr, als zusammen mit dem niederdeutsch-holländischen Bluteserbe auch die niederdeutsch-holländische Spielart tieflosender Glaubenserneuerung in der «devotio moderna» den Utrechter geprägt haben.

Mehr als eineinhalb Jahrhunderte vor dem Eintritt Martin Luthers in die Geschichte hatte bereits in der Nordwestecke des Reiches ein neues religiöses Leben kraftvoll aufzublühen begonnen. Der Brabanter Jan van Ruysbroek (1293–1381) und sein jüngerer Freund Gert Groote (1340–1384) aus Overyssele im Stift Utrecht sind die Väter jener «devotio moderna», des «neuen Glaubenslebens», die Väter der «fratres vitae communis», «der Brüder vom gemeinsamen Leben», die in freiwilliger Gemeinschaft, in freiwilliger Hingabe die reale Christus-Nachfolge des Alltags zu üben versuchten und sie tatsächlich geübt haben. Sie wußten, was immer wieder so leicht vergessen wird: Übelstände in der Welt und damit auch in der

Kirche, soweit sie Welt-Teil ist, gibt es allezeit – sie sind letztlich Frucht der Erbsünde. Nicht durch blutiges «Umorganisieren» der menschlichen Gesellschaft wird daran etwas geändert, nicht durch Umstellen der Möbel wird der Wohnungsinhaber glücklicher. Gott und seine Kirche brauchen mehr noch als Organisatoren und Reformatoren Christen, die Christus in der Welt der Übel nachfolgen. So praktizierten die «Brüder vom gemeinsamen Leben» das Einzige, was immer wieder und zu allen Zeiten Kirche und Welt erneuern kann: die fromme, demütige Liebe zum Schöpfer und die tätige, demütige Liebe zum Geschöpf. Die Werke der Barmherzigkeit zu tun – Kranke zu heilen, Niedergebeugte zu trösten, Arme zu speisen und zu kleiden –, ganz konkret und handgreiflich, dann aber auch, übertragen auf geistlich-geistiges Elend, Unzucht, Herzensträgheit, Aberglauben, Unbildung und Frömmelei ohne Werk-Frucht zu bekämpfen. Diese sanfte Gewalt der Liebe vermag mehr als die Welt zu «ändern»: sie für den Erntetag zuzubereiten.

In diesem Geiste ist der junge Adrian Florinsz (Florins Sohn) in den Schulen der Brüder erzogen worden und diesen Geist hat «Maître Adrian» als geistlicher Erzieher (1507–1516) des nachmaligen Kaisers Karl V. in seinen Schüler hineingesenkt, diesen Geist hat er als Regent in Spanien (1517–1522) und als Papst (1522–1523) unerschütterlich, niemals wankend dargelebt, der erste Märtyrer christlich-katholischer Selbstbesinnung und Erneuerung.

Der Zeitpunkt

Die Geschichtsbücher tun ihn kurz ab, viele erwähnen ihn überhaupt nicht. Denn sein Pontifikat war nur, was man eine «Episode» nennt – einundzwanzig Monate währte es, und eine äußerlich sichtbare, eine sozusagen «faktische» Wende im großen Zeiten-Umbruch hat es nicht gebracht. Dennoch bezeichnet diese Episode einen jener Markierungspunkte in der Kirchengeschichte, da sich die Wege gabeln, neue Horizonte in der Ferne auftauchen und der Nachen Petri, zwischen den Klippen entgegengesetzter Möglichkeiten, gefährlich hin und her geschleudert, schließlich auf neuen Kurs geht. Unter diesem Blickwinkel gewinnt nun die Überschrift unserer Betrachtung Sinn: Hadrian VI. und sein Pontifikat haben der Kirche und dem Kirchenregiment von heute in dem Maße etwas zu sagen, in dem Gefahr, Bedrohung, Zeiten-Umbruch und -Wende über vierhundertfünfzig Jahre hinweg sich in der Intensität ähneln und heute wie damals Stellungnahme, Entscheidung, neuen Kurs erfordern, ja erzwingen.

Vierundsechzig Jahre ist Meister Adrian von Utrecht, wie er sich die längste Zeit seines Lebens nannte, alt geworden, und in diesem halben Jahrhundert geschah die schwerste Erschütterung der Kirche seit ihrer Stiftung durch den Herrn, wandelte sich jene Welt, in der der Kirche ihre erste historische Manifestation bestimmt gewesen war, politisch, sozial, geistig um und um. Mit den Darstellungen der Weltwandlung, welche zwischen 1450 und 1550 kulminierte, lassen sich ganze Bibliotheken füllen. Das Thema ist schier unerschöpflich. Ihre Hauptkriterien, deren jedes mit jedem eng verzahnt ist, dürfen als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, so daß wir uns hier auf Stichworte, die jeweils für Entwicklungslinien stehen, beschränken können.

Der Neuaufbruch der okzidentalen Menschheit findet sich charakterisiert: **geistig-geistlich** durch Entdeckung, Aneignung und Gewinnung des Diesseits, der Welt als Natur, der Natur als kostbaren Eigenwertes und durch die rauschhafte Selbstinnewendung des Menschen in ihr als eines Naturwesens, aber auch als ihres Lenkers, Beherrschers und Genießers. Autonom, selbstbewußt, ja selbstherrlich will der europäische Mensch nun nicht nur seine Umwelt einrichten, sondern auch zum Ewigen, zu Gott, zur Kirche eigenständig-individuelle egozentrische Beziehung, die von privater mystischer Glaubensinbrunst bis zur kalten rationalen Eliminierung des persönlichen Gottes reichen kann und auch reich, entwickeln; **sozial** durch die endgültige Ablösung des patriarchalischen, auf Gegenseitigkeits-Treue und familien- bzw. sippenautarker Wirtschaft beruhenden Feudalstatus, an dessen Stelle die funktionalistisch einander zugeordnete Gesellschaft zu treten beginnt, durch den anhebenden Untergang der vertikal orientierten Vater-Welt und das allmähliche Heraufziehen einer horizontal georteten Bruder-Welt (ein Prozeß, der immer noch nicht zum Abschluß gekommen ist, und den näher zu betrachten und zu verstehen die

Schlüssel zur Dechiffrierung so mancher scheinbarer Unverständlichkeiten und Undeutbarkeiten der Gegenwart gewinnen heißt);

politisch durch die Ausprägung und Verfestigung der Nationalstaaten bis heute, durch die damit Hand in Hand gehende, sich schnell steigende Geisteshaltung eines militant-aggressiven Nationalismus und schließlich durch den evident werdenden Niedergang des Römisch-Deutschen Reiches, das, seiner Entstehung, Entwicklung und Bestimmung nach ein Universalreich, den Übergang zu einem deutschen Nationalstaat nicht vollziehen konnte – nicht zuletzt darum, weil der «externe» Nationalismus den «internen» Partikularismus der Reichsstände steigern half.

Wenn hier weder die Revision des geographischen Erdbildes durch die Entdecker noch die des astronomischen Weltbildes durch die Naturforscher als Hauptkriterien der «neuen Zeit» angeführt werden, dann deshalb, weil sie primär Folge neuer Sicht-, Denk- und Suchweisen waren und erst sekundär selbst zu Ursachen neuer Geistesrichtungen und Verhaltensweisen wurden. Ganz allgemein wird man von diesem «Beginn der Neuzeit» sagen dürfen, daß in ihm das Spezielle vor das Allgemeine, das Partikulare vor das Universale, der «anthropos» vor den «theos» trat – für lange Zeit, bis heute.

Die Kirche, es konnte gar nicht anders sein, mußte diese sich phasenweise über mehrere Generationen hin erstreckende gewaltige Umwälzung der Geister, schon eher Umpolung zu nennen, als stärkste Zerreißprobe ihrer seitherigen Geschichte erfahren. In diese Zerreißprobe trat sie stark angeschlagen ein – selbstverständlich, denn insofern sie mit einem Teil ihres Seins diesseitsverhaftet ist, spielte sich ja die Umwälzung an und in ihren Gliedern, den Gläubigen, ab. Die Prometheusentfesselung des abendländischen Menschen im Humanismus, in der Renaissance, im neuen Individualismus, im neuen Laizismus – aus dem Geistraum der Kirche brach sie ja hervor, Glieder der Kirche waren ihre Protagonisten, denn außerhalb der Kirche gab es bis dahin keinen Geistraum in Europa.

Als die Krise im großen deutschen Glaubensaufstand Luthers ihren Höhepunkt erreichte, boten sich am Leib der Kirche in geistiger, sozialer und politischer Hinsicht alle die Wunden und Schwären dar, gegen die sich das reinigende Gewitter aus Wittenberg wie eine Art von «Gottesgericht» zu entladen schien. Die Kirche hat zweifellos ihren eigenen Chirurgen geboren, ehe sie von innen heraus ihre Selbstheilungskräfte entfalten konnte – ja, diese sind durch jenen erst freigelegt worden.

Hadrians Größe und Tragik

Hadrian hat es in der Einstellung zu den Reformatoren leichter und zugleich schwerer gehabt als die katholischen Christen von heute.

Leichter: denn noch waren sie alle, ob altgläubig verharrend oder neugläubig voranstürmend, Kinder eines Zeitalters, sprachen die (recht derbe) Sprache ihrer Zeit, dachten – auch und gerade in den Kategorien des aktuellen Alltags – die Gedanken der Epoche. Noch türmte sich nicht das Gebirge aus Ressentiments, aus Verletzungen und Triumphen, aus erstarrten Formulierungen und politischen Verhärtungen, kurz, das Gebirge der historischen Formationen zwischen ihnen auf, welches heute, um von Bruder zu Bruder zu gelangen, so sehr viel schwerer noch zu übersteigen ist als die Barriere der eigentlichen Glaubensdivergenzen.

Schwerer hatte es Hadrian indes in anderer Hinsicht: er mußte kämpfen, mußte in den Abwehrkampf mit all seinen Krampfhaltungen eintreten, er hatte die Bastion der alten Kirche zu verteidigen, nicht allein religiös gesehen, nein, in der ganz konkreten politischen und sozialen Situation des Tages. Unter diesem Zwang zum Kampf, zum Kampf zunächst einmal um Selbsterhaltung, um Überleben, zum Kampf auch in den Niederungen der Welt, hat Hadrian bitter gelitten – und wir können es ihm nachempfinden, weil es noch nicht lange her ist, seit die Kirche diese Defensivpsychose (und -neurose), darin sie wie in einen Schnürleib eingezwängt war, überwunden hat, um

nun bar irdischer Rüstungen in die veränderte und weithin entglittene Umwelt furchtlos hineinzuschreiten und von neuem die Fülle ökumenischer Freiheit, die Freiheit ökumenischer Fülle zu gewinnen sich anschickt.

Es kann hier nicht der Ort sein, den Untersuchungen über die Reformation eine weitere hinzuzufügen. Was die theologisch-dogmatische Seite des lutherischen Auf- und Ausbruchs angeht, die sich ja auch erst langsam und in Etappen bis zum weit jenseits von Luthers ursprünglichem Wollen liegenden Endpunkt entwickelte, so ist Hadrian jeder Kompromiß hierin unmöglich gewesen. Sowohl die Löwener Universität, der er wiederholt als Rektor und lange als Dekan der Theologischen Fakultät angehört hatte, als auch er selbst haben Luthers Lehre, soweit sie schon übersehbar und vom Wittenberger Reformator formuliert war, verworfen.

Diese theologische Verurteilung durch Hadrian, der ein Prototyp des wissenschaftlichen und frommen Theologen gewesen ist, stand durchaus nicht im Gegensatz zu der Erkenntnis, daß die Kirche reformbedürftig sei. Diese Überzeugung teilte Hadrian nicht nur mit den Besten seiner Zeit, sondern auch mit den ernstesten Christen seit bald zweihundert Jahren. Aber er blieb unerschütterlich fest davon überzeugt, daß diese Reform nicht die Kernstücke, nicht die Fundamentalwahrheiten der römischen Kirche in Frage stellen oder gar forträumen dürfe und daß sie auf dem unveränderten Wurzelgrund der katholischen Lehre in der Kirche möglich sei.

Gerade sein Aufenthalt in Spanien, wo er von 1516 bis 1522 in anfangs herzoglich-burgundischer, später dann nach Karls Thronbesteigung (1517) in königlicher Mission weilte und in enge Beziehungen zu den reformbegeisterten Kreisen um Kardinal *Ximenes de Cisneros* trat, hatte ihn darin bestärkt, daß die Gesundung der Kirche, die Erneuerung des religiösen Lebens und die Fruchtbarmachung der renaissanceisch-humanistischen Tendenzen für beides im Rahmen der katholischen Dogmen möglich war. Hadrian wußte, was niemals vergessen werden sollte, daß «Reformation»

damals und jetzt und immer nicht nur Bewahrung und nicht nur Erneuerung, sondern allemal Erneuerung in der Bewahrung ist.

Hadrian unterschied die Elemente der durch Luther ausgelösten Volksbewegung und -erhebung sehr wohl. Die religiösen erkannte er zum großen Teil als Ausdruck echter seelischer Bedürfnisse und somit als allen guten Christen, ihn selbst an erster Stelle eingeschlossen, gemeinsam an.

Jedoch übersah er nicht, daß auch individuelle Anmaßung und nationaler Hochmut in die neuen Glaubenserscheinungen und -auslegungen hinein spielten. Die sozialen und politischen Elemente verschiedenster Art und Herkunft bedienten sich der neuen Lehre als nachträgliche Begründung, Rechtfertigung und als ihres Motors – und diese selbst verbreitete sich nicht zuletzt auf den Flügeln der politischen und sozialen «Konjunktur», ja sie empfing von sozialen Bedürfnissen und politischen Konstellationen (im Reich und im übrigen Europa) konkrete theologische Ausformungen. Die unselige Verzahnung des Lauteren mit dem Unlauteren, die Verquickung echter, um den «gnädigen Gott» ringender Seelen-Not mit schlauer, auf innerweltliche Vorteile und Gewinne zielender Spekulation legte er gewiß nicht nur den «Neuerern» zur Last – cignen sie doch allem Menschenwerk und -aufbruch. Aber wenn dem so ist, sagte er sich, entfällt erst recht der Grund, eine Umwälzung treiben zu lassen, welche Welt und Menschen auch nicht zu «bessern» in der Lage war, wohl aber das Fundament, darauf die Gemeinschaft der abendländischen Völker wie auch die feste Heilsgewißheit des Einzelnen ruhten, zu zersprengen drohte.

Unter anderem liegt Hadrians Tragik darin, daß er glaubte, durch ein Gemisch von fester Abwehr nach außen und strenger Einkehr nach innen die Springflut eindämmen und ihre aufgepeitschten Wassermassen in die Kanäle des alten Systems ableiten zu können. Daß «Abwehr» nichts mehr zu wenden vermochte, vielmehr eigenschöpferischer «Angriff» not tat – Angriff, für den die Stunde noch nicht geschlagen hatte, weil die tiefste Abgrundssohle der Züchtigung der Kirche noch längst nicht erreicht war, mußte das Erkenntnisvermögen eines jeden Zeitgenossen übersteigen. *Dr. Peter Berglar-Schröer, Köln*
(Ein zweiter Teil folgt)

Bücher

CIVITAS. Jahrbuch für christliche Gesellschaftsordnung. Herausgegeben vom Heinrich-Pesch-Haus, Mannheim. Erster Band, 1962, Heinrich-Pesch-Haus Verlag, Mannheim.

Dieses neue Jahrbuch bildet eine willkommene und wertvolle Ergänzung des Jahrbuches, das vom Institut für Christliche Sozialwissenschaften unter Prof. Höffner herausgegeben wird.

Während dieses sich mehr den sozialen und soziologischen Fragen zuwendet, liegt der Akzent des neuen Jahrbuches eindeutig auf dem politischen Bereich, der nun hier eine besondere Pflege finden soll. In der Tat sind schon im 1. Band einige wertvolle Beiträge, die die schon lange stagnierende Diskussion um staatswissenschaftliche Fragen beleben wird.

Das Jahrbuch gliedert sich in drei Teile: Abhandlungen, Berichte und zusammenfassende Buchbesprechungen. Unter den Abhandlungen seien genannt:

Politischer Katholizismus – sozialer Katholizismus – christliche Demokratie (Dr. Hans Maier, Freiburg).

Katholische Staatslehre und demokratische Ordnung (Dr. Peter Molt, Bonn).

Das Doppelte Mandat, zur Entwicklung der kolonialen Mandatsidee (Dr. Heinrich Krauß S. J., Mannheim).

Parlament und Verbände (Manfred Hättich, Freiburg).

Der Abschnitt Berichte enthält einen Artikel «Aufgabe und Funktion der Katholischen Akademien in der Bundesrepublik» (vom Leiter der Kath. Akademie in Bayern, Dr. Karl Forster) und eine pastoralsoziologische Untersuchung: «Die soziologische Vorbereitung von Volksmissionen» (Raimund Ritter CSSR, München).

Die Buchbesprechungen betreffen drei große Themenkreise: Deutsche Verfassungsgeschichte im 19. Jahrhundert (Dr. Gustav E. Kafka, Wien) – Sozialismus in der Transformation (Peter Molt, Bonn) – Die deutsche Ko-

lonialgeschichte in der marxistischen Forschung (Heinrich Krauß, Mannheim).

Wir möchten hier besonders auf die beiden ersten Beiträge hinweisen. Hans Maier schildert eingehend, wie die christlichsoziale Bewegung jahrzehntelang den politischen Bereich vernachlässigt hat, wie das mit der Enzyklika *Rerum Novarum* zusammenhängt, welche Folgen diese Vernachlässigung haben mußte. Es wird besonders auf die Entwicklung in Frankreich hingewiesen und der enge Zusammenhang mit den Weisungen Leo XIII. in höchst interessanter und konzentrierter Weise dargelegt. Besonders lehrreich ist dabei, zu sehen, wie zeitbedingt auch manche Weisungen der Enzykliken sind, und wie sie immer wieder nicht bloß Interpretation des Textes, sondern auch energische Anwendung des eigenen Verstandes voraussetzen. Vielleicht wird der genannte Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen *Rerum Novarum* und den politischen Problemen im Frankreich des 19. Jahrhunderts etwas zu einseitig hervorgehoben – der Inhalt des Rundschreibens und auch seine politische Haltung sind von verschiedenen anderen Einflüssen mitbewegt –, aber der beschriebene enge Zusammenhang ist sicher vorhanden und bisher in der deutschen Literatur nur sehr wenig beachtet worden.

Im zweiten größeren Artikel: «Katholische Staatslehre und demokratische Ordnung», nimmt Peter Molt «wirkliche und vermeintliche Probleme der modernen Demokratie» und insbesondere auch eine allzu kurzschlüssige, einseitige und schließlich falsche Auslegung des Subsidiaritätsprinzips aufs Korn und zeigt energisch seine Grenzen auf.

Die Darlegungen über Probleme der Entwicklungshilfe sind von besonderer Aktualität.

Eine Besonderheit des neuen Jahrbuches ist, daß es versucht, auch jüngeren Autoren Gehör zu verschaffen, und so die in manchen Stücken etwas festgefahrene Diskussion wieder flott zu machen. Wir wünschen dem neuen Jahrbuch eine weite Verbreitung und aufmerksame Beachtung.

Da.

IM PREIS ERMÄSSIGTE BÜCHER:

	statt DM	nur DM
Dreher, Die Osterpredigt seit d. Reformation. kt.	6.50	2.50
Gilson, Dante und die Philosophie. Ln.	18.50	7.80
Goets, Vater Unser der Liebenden. Ln.	12.—	5.50
Ketterer, Dem Herrn entgegen. geb.	6.80	3.80
Kösters, Die Kirche unseres Glaubens. Ln.	12.50	3.95
Leclercq, Christl. Moral i. d. Krise der Zeit. Ln.	14.80	6.80
Lippert, Die Kirche Christi. Ln.	10.80	4.25
Lippert, Credo. Christliche Glaubenslehre. Ln.	16.50	7.20
Pfeger, Christozentrische Sehnsucht. Ln.	7.80	2.80
Schaefer, Durch Christus zum Vater. Hln.	12.80	3.95
Portmann, Wir und die Dichtung. Ln.	9.—	3.50
Weiss, Gedichte. Prosadichtung. Konradin. 4 Bde. Hln.	41.—	9.95
Bauch, Abendl. Kunst. Ln.	20.—	12.—
Bodrogi, Kunst Ozeaniens. 45 S. 170 Abb. Ln.	32.—	10.80
Kunst der Konquistadoren. 294 S. m. 181 Abb. Ln.	36.—	19.50
Eschweiler-Hamacher, Konstanzer Chorgestühl. 32 S. 112 Taf. Hln.	15.—	4.80

Modernes Antiquariat - Unbenützte Werke - Verlangen Sie unsere Verzeichnisse im Preis ermäßigter Bücher.

F. H. KERLE, Abt. Antiquariat — 69 Heidelberg 2, Postfach 20

NEUERSCHEINUNGEN 1962

LITERATUR/KUNST/GESAMTAUSGABEN

- R. H. Markowsky*
Ein gewisser Homer. Satirischer Roman (Ln. 16.80)
- Paul Helwig*
Pan-Pan-Potiphar / Abstrakte Lyrik; ill. (Ln. 9.80)
- Reinh. Johs. Sorge*
Das Gesamtwerk mit Nachlaß. Band I (Subskr. 22.50)
- Gabriel Marcel*
Schauspiele in drei Bänden. Band I (Subskr. 20.—)
- Herb. Alex. Stützer*
Römische Spätantike im Reich der christl. Kaiser (Hln. 13.50)
- Inge Meidinger-Geise*
Perspektiven deutscher Dichtung. Jg. 1962 (Kt. 3.80)
- Willibald Pirkeheimer-Kuratorium*
Das Vierte Pirkeheimerfest 1962 (Kt. 1.20)

GLOCK UND LUTZ NÜRNBERG

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.
Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. **Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement.** — Belgien-Luxemburg: bFr. 190.—/100.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. — Deutschland: DM 15.—/8.—. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. — Dänemark: Kr. 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Fr. 17.—/9.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. — Italien-Vatikan: Lire 2200.—/1200.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.—/50.—. USA: jährlich \$ 4.—.

Modernes Antiquariat

	früher DM	jetzt DM
Thomas von Aquin, Das Auge des Adlers	7.—	3.50
Dr. Karl Becker, Das heilige Vaterunser. Ln.	17.60	6.—
Kurt Brem, Konvertit und Kirche. Ln.	20.80	11.40
Clara und Francisus von Assisi	9.80	4.80
Friedrich Dessauer, Mensch und Kosmos. Ln.	9.80	5.—
Josef Dillersberger, Der neue Mensch	8.90	3.85
J. Goubert und L. Christiani, Marienerscheinungen. Ln.	8.90	4.50
Jacques Guillet S. J., Leitgedanken der Bibel. Ln.	15.80	7.—
Peter Lippert S. J., Die Kirche Christi. Ln.	10.80	4.50
Ludwig von Pastor, Tagebücher — Briefe — Erinnerungen. Ln.	28.—	13.—
P. Johann Perk, Die Apostelgeschichte. Ln.	9.80	4.50
Monsignore Pierre Pfister, Unsterbliches Rom. Hln.	28.50	10.80
Prof. Dr. Alois Riedmann, Wie Jesus lebte, litt und starb. Ln.	26.80	9.80
Josef Staudinger S. J., Die Bergpredigt. Ln.	19.15	6.50
P. Otto Joseph Syré S. J., Jesuiten. Zwei Bände. Kart.	9.—	3.20
Prof. Dr. Dr. Ludwig Andreas Veit, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Ln.	19.80	7.50

Verlangen Sie bitte kostenlos unser Verzeichnis «Der Bücher-Kompaß»

Versandbuchhandlung Buch und Presse

Abt. 8, Heidelberg-Wieblingen, Postfach 24

NEU IM TYROLIA-VERLAG

Innsbruck — Wien — München

Löscht den Geist nicht aus

Referate und Beschlüsse der Delegiertentagung in St. Pölten und des Katholikentages in Salzburg, Juni 1962. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft KA Österreichs. 384 Seiten, mit 20 Kunstdruckbildern, kart. Fr. 11.80, öS 68.—.

Das vorliegende Werk umfaßt die Ergebnisse und Beschlüsse aller Arbeitskreise und die vollen Texte aller Reden und Ansprachen der Studientagung und des Katholikentages, darunter den aufsehenerregenden Festvortrag von Karl Rahner.

ÜBER IHREN BUCHHÄNDLER ERHÄLTLICH

KARDINAL SUENENS

Krise und Erneuerung der Frauenorden

Wenn bisher da und dort — auch in Büchern — Probleme des modernen Ordenslebens angeschnitten wurden, dann ging es meistens um Fragen der Anpassung. Hier, in diesem Buch, ist jedoch mit Erneuerung nicht nur Anpassung gemeint, es geht um Tiefere und Wesentlichere: die Erweiterung der apostolischen Wirkkraft der Ordensfrauen.

Kardinal Suenens ist davon überzeugt, daß die Ordensschwester im Dienst der Gesamtseelsorge gerade heute von unschätzbarem Wert sind.

Die Überlegungen des Kardinals sind keineswegs theoretischer Art; es sind ganz konkrete, praktische Vorschläge, die aus einer genauen Kenntnis der Probleme und Möglichkeiten kommen und alle Bereiche des Ordenslebens einbeziehen: spirituelle und berufliche Ausbildung, Ausbildung der Oberinnen, Oberinnenwahl, Generalkapitel, Zeiteinteilung usw.

Daß die Problematik dieser Dinge weltweit ist, beweisen die Übersetzungen dieses Buches in nicht weniger als sechs Sprachen. Und die Bedeutung des Autors selbst hat niemand besser charakterisiert als Mario von Galli in einem seiner letzten Konzilskommentare, in dem er sagte, daß Kardinal Suenens «sich immer mehr als eine der großen Persönlichkeiten des Konzils enthüllt».

176 Seiten, broch., DM 9.80, sFr. 10.30



OTTO MÜLLER VERLAG — SALZBURG